

Inhalt

- Penelope spricht – Ein Vorwort ... 7
1. Die Ausblendung ... 19
 2. Meine Herren ... 41
 3. Konrads Erben ... 73
 4. Unweiblich ... 95
 5. Der »Internationale Frühschoppen« ... 103
 6. Die Hose ... 119
 7. Sie auch ... 133
 8. Das Liebesparlament ... 151
 9. Das Feminat ... 167
 10. Über charismatische Politikerinnen ... 185
 11. Auf dem Standesamt ... 219

12. Über Schmidt ...	229
13. Der eiserne Heinrich ...	249
14. An der Peripherie ...	261
15. Lovely Rita ...	267
16. Hannelore ...	293
17. Die Königin des Bottichs ...	305
18. Die Kanzlerin ...	325
Literaturverzeichnis ...	347
Bildnachweis ...	355
Register ...	357

Penelope spricht – Ein Vorwort

»Ich nehme wahr, dass Unruhe entsteht, nehme wahr, dass die CDU/CSUler Bemerkungen in Richtung Redepult schreien – ohne den Inhalt dieser Zwischenrufe akustisch verstehen zu können –, sehe, wie sich ein schmieriges Grinsen von Mund zu Mund weiter fortpflanzt, spüre meine eigene Stimme lauter, schriller werden, gegen diesen Lärm anschreien ... Ich will meine Stimme hören, will wahrnehmen, was ich sage. Der Geräuschpegel im Saal in den Rängen der CDU/CSU nimmt traumatische Höhen an. [...] Da sitzen diese beschlipsten Macht- und Würdenträger vor dir, benehmen sich wie pubertierende Jünglinge, schlagen sich auf die Schenkel, als die Rede auf Vergewaltigung in der Ehe kommt ... Vor meinem geistigen Auge läuft ein anderer Film ab: Misshandelte Frauen mit kleinen Kindern an der Hand suchen Schutz in Frauenhäusern ... Alltägliche Erfahrungen von Frauenhausfrauen ... Und dann dieser Ansturm von Unverschämtheit und Aggression mir gegenüber [...] Absurdes Theater – leider hatte ich selbst eine Rolle in diesem Stück.«

So erlebt Gaby Potthast, Abgeordnete der Grünen, ihre Rede vor dem Deutschen Bundestag am 30. März 1983, in der sie die

Einrichtung eines Frauenausschusses forderte und das Ende der Diskriminierung von Frauen.

Tatsächlich sieht man – schaut man sich ihre Rede im Archiv an – grölende, feixende und dazwischenrufende Männer, die sich gegen den Auftritt dieser Frau wehren, einer Frau, deren Erscheinung, Stimme und Anklage sie nicht gewohnt sind. Gaby Potthast adressiert ihre Rede nicht nur an die »Damen und Herren« und die »Freundinnen und Freunde«, sondern sie schließt ihre Anrede mit »Liebe Frauen!« ab. Dabei sieht sie zur Besuchertribüne hoch, wo an diesem Tag vor allem Frauen sitzen. Mit dieser Anrede hat sie – überwiegend in den Augen der konservativen Abgeordneten von CDU/CSU – den ersten Fauxpas begangen. »Und die Männer?«, ruft einer von ihnen dazwischen.

Von diesem Augenblick an hört das Störfeuer der Männer, das Drangsalieren und Reviergeheul, nicht auf. Die Frau soll zum Schweigen gebracht werden. Die Frau soll nicht sagen dürfen, was sie zu sagen hat. Wenn Frau im Parlament spricht, soll sie sprechen, wie Männer sprechen. Sie soll nicht als Frau auffallen, sie soll sich einordnen, sie soll sprechend schweigen. Kein Wort soll fallen von Diskriminierung, Gewalt oder gar Vergewaltigung in der Ehe oder fehlender Chancengleichheit.

Der Einzug der Grünen, insbesondere der grünen Frauen, ins Parlament ist 1983 für viele Abgeordnete, aber auch für viele Bürger eine Provokation. Diese frauenbewegten Frauen fordern das Ende der Bescheidenheit, sie zeigen sich als Frauen, wollen aber nicht auf ihr Frausein reduziert werden. Sie wollen gehört, aber nicht verhört werden. Sie tragen keine Uniform der Macht, sind aber keineswegs machtlos. Ihre Kleidung stört die ritualisierte textile Einmütigkeit, ihre Jeans, ihre Röcke, die Blusen und Pullover erzählen nicht von Allmacht, sondern Alltag. Diese Frauen sprechen von sexueller Selbstbestimmung und Sexismus und wollen nicht als Sexobjekte behandelt werden. Sie tragen ihr

Leben und das Leben der anderen ins Parlament und verstehen sich selbst als Stimme der Frauenmehrheit im Land. *»Obwohl Frauen über 53 Prozent der Gesamtbevölkerung stellen, sind sie in diesem politischen Entscheidungsgremium – sprich: Bundestag – mit knapp zehn Prozent vertreten«*, so Gaby Potthast in ihrer Rede. Das Zischeln und akustische Zähnezeigen der Männer wird wieder stärker; Annemarie Renger, die Parlamentspräsidentin, mahnt mit der Glocke Ruhe an, die Grünen-Politikerin spricht weiter: *»Das allerdings drastische Missverhältnis von insgesamt zehn Prozent Entscheidungsträgerinnen im Bundestag zu einem Frauenanteil von 53 Prozent in der Gesamtbevölkerung kann wohl kaum im Sinne der vier Mütter des Grundgesetzes gewesen sein.«*

Zuruf von der CDU/CSU: »Frau Oberlehrer!«

Das antike Gemeinwesen, die Polis, kannte kein Wahl- oder Mitspracherecht der Frau. Eine Frau, die in der Öffentlichkeit ihre Stimme erhob, hätte als ehrlos oder wahnsinnig gegolten. Nur der freie Mann besaß die öffentliche Stimme, wurde durch sie erst zum Mann und freien Bürger, zum sozialen Wesen, das sich in den Chor der Demokratie einbrachte. Die Frau war unmündig, sie hatte ihre Zunge im Zaum zu halten und stand unter der *Vormundschaft* des Vaters oder ihres Mannes. Hannah Arendt schreibt über die politische Sphäre der Polis: *»Der politisch-öffentliche Bereich ist dann der weltlich sichtbare Ort, an dem Freiheit sich manifestieren, in Worten, Taten, Ereignissen wirklich werden kann, die ihrerseits in das Gedächtnis der Menschen eingehen und geschichtlich werden.«* Ohne so eine Sphäre, schreibt Arendt, könne sich Freiheit nicht zeigen, sich nicht herausbilden und in all ihren Manifestationen auch nicht erinnert werden. Übertragen wir das auf die Geschichte des Bundestages seit 1949, war das Parlament – der *»Erscheinungsraum der Freiheit«* – sicher ein Ort der Freiheit, ein Ort, wo sich politischer Wille manifestierte, wo frei gesprochen und gehandelt wurde, wo

aber doch für lange Zeit die jahrtausendealte Unfreiheit der Frau erhalten und durch ihre überwiegende Abwesenheit, Unsichtbarkeit und Unhörbarkeit offenkundig blieb.

Liselotte Funcke, die große Parlamentarierin der FDP, die 1961 in den Bundestag einzog, erklärte sich diese fortbestehende Unfreiheit durch das verloren gegangene Machtmonopol des Mannes, der über Jahrtausende mit der Waffe in der Hand den Hüter des Hauses und den Beschützer der Familie gegeben, aber diese Identitäts- und Existenzrolle durch zwei Weltkriege nun verloren habe. Die Massenvernichtungswaffen, die Bombenkriege hätten die Ohnmacht des Mannes als Schutzpatron der Familie offenkundig gemacht und ihn vor der Frau bloßgestellt. Funcke schreibt am 18. Februar 1970 an eine Studentin: »Heute erkennt der Mann, dass er den Schutz nicht mehr garantieren kann und dass die Frau beruflich Gleiches zu leisten vermag. Das macht ihn unsicher. Die Unsicherheit versucht er zu überspielen, indem er männliche Reservate wie z. B. die Politik retten will.«

Potthast und die anderen grünen Politikerinnen störten die Ordnung des Reservats, weil sie lauter, emotionaler und subjektiver waren als die Politikerinnen vor ihnen, weil sie die männliche Ordnung selbst als das Problem definierten. Das repräsentative Missverhältnis zwischen Frauenanteil in der Bevölkerung und dem im Parlament, das Gaby Potthast beklagte, zeugte aus ihrer Sicht von den geknebelten Zungen der Frauen, die sich erst frei machen, lösen und freisprechen mussten.

Insofern ist die Rede der Grünen-Abgeordneten auch eine Selbstentdeckung als Rednerin. In ihrer eingangs zitierten Erinnerung spricht Gaby Potthast davon, dass sie die eigene Stimme »spüren«, »wahrnehmen«, ja, überhaupt erst »hören« will, was ihr durch das überwiegend männliche Plenum bestritten wird. In diesem Wunsch, sich selbst, die eigene Stimme hören zu wollen, klingt die so lange erzwungene Einübung ins Schweigen mit, jene vormundschaftliche Tradition des Patriarchats, das den

Frauen über Jahrtausende hinweg das öffentliche Sprechen verbot. Zugleich hört man in Potthasts Diktion den gefühlsreichen Singsang der Innerlichkeit der Siebzigerjahre, der sich aber hier expressiv nach außen wendet, um den Innenraum des Parlaments zu erobern.

Auch deshalb wehrten sich die Männer so sehr gegen die ich-sagende Frau, denn sie bedrohte die Arena der rhetorischen Maskulinität, in der Frauen bis dahin zwar zu Gast sein durften, aber am besten unauffällig zu agieren hatten. Denn was die Grünen-Politikerinnen von den Parlamentarierinnen der CDU/CSU, SPD oder FDP unterschied, war die fehlende »Ochsentour« zum Mandat, war die fehlende Einübung in die Rituale der Partei und ihrer Instanzen. Sie waren 1983 auf kürzestem Wege in dieses Parlament katapultiert worden, und so hingen an diesen Stimmen noch Reste von ungefiltertem Leben und Ich, von Beruf und parlamentarischem Dilettantismus, von Alltagssprache und lyrischer Provokation, von Selbstfindungssound und radikalem Feminismus. Diese neuen Frauenstimmen taten dem Parlament gut, taten auch den Frauen in den anderen Parteien gut, denn nun mussten die etablierten Parteien nachziehen, wenn sie nicht Wählerinnen und Parlamentarierinnen, wenn sie nicht Glaubwürdigkeit und Reformfähigkeit verlieren wollten. Erst jetzt dämmerte es vielen, innerhalb und außerhalb des Parlaments, dass man in einer Männerrepublik, einer halbierten Republik lebte, weil der demokratische Chor, der doch die Gesamtheit der Stimmen der Bevölkerung zu repräsentieren hatte, unausgewogen, verzerrt und letztlich auch unfrei klang. Bis 1987 lag der Frauenanteil im Deutschen Bundestag immer unter zehn Prozent, in der sozialliberalen Ära unter der Führung von Willy Brandt lag er bisweilen sogar unter sechs Prozent, obwohl Brandt nicht nur »mehr Demokratie«, sondern auch mehr Frauen im Parlament wagen wollte.

Die klang- und stimmliche Vervielfältigung des demokrati-

schen Chors durch die neuen Frauenstimmen kommentierte die Schriftstellerin Barbara Sichtermann 1987 folgendermaßen: »Vorerst jedenfalls klingt der Chor voller, auch lauter und weniger homogen. Oberstimmen werden deutlich erkennbar, dem sympathischen Ohr klingen sie hell und jung, nur dem abgeneigten gellend. Es spricht für sich, dass der Massengeschmack immer noch die dunkle Frauenstimme bevorzugt, die, welche die Illusion erzeugt, es spräche doch vielleicht ein Mann, und den köstlichen Klang der weiblich-hohen und zarten Stimme als für die Öffentlichkeit ungeeignet abwehrt. Im Zeitalter des Mikrofons verrät diese Abwehr ihren wahren Grund nur zu direkt. Das Männliche als das Maß alles Menschlichen schleicht sich halt nur allmählich.«

Dass die Männer und ihr Maß sich nur langsam »schlichen«, hatte natürlich wie alles im Leben viele Gründe: Dazu zählen die parteiübergreifende Verteidigung des Reservats durch die Männer, fehlende Bemühungen, Frauen für die Parteien zu gewinnen, die frauen- weil familienfeindlichen Arbeitszeiten und Arbeitsweisen der Politik, kulturelle Stereotype, die Politik als »unweiblich« oder »schmutzig« kennzeichneten, die Doppelbelastung der Frauen, fehlende Frauenvorbilder und aggressive Kommunikations- und Machttechniken der Männer, die Frauen zunächst abschreckten.

Wer als Frau nach 1949 in die Politik ging und einen Sitz im Bundestag erringen wollte, musste, sofern sie nicht als »Alibi- und Vorzeigefrau galt und von Männern auf ihre Position geschoben wurde, viele Hindernisse und Hürden überwinden. Eines der größten Hemmnisse war, das basale Schweigen in der Öffentlichkeit, in dem die Frau durch alle Gesellschaften und Zeitläufte so lange gefangen war, zu überwinden.

Die Gefangenschaft in dieser Wortlosigkeit illustriert eine Szene, die nahezu 3.000 Jahre alt ist und am Beginn der abendländischen Literaturgeschichte steht. Homers Epos »Odyssee«

erzählt die Geschichte eines listenreichen Mannes – es gibt feministische Lesarten, die ihn als lügenreichen Vagabunden und betrügerischen Ehemann deuten –, der auf dem Rückweg vom Trojanischen Krieg von den Göttern in die Irre geführt wird und erst nach zehn Jahren wieder seine Heimat Ithaka erreicht. Dort hat seine Frau Penelope treu und ergeben auf ihn gewartet, obwohl sie von zudringlichen Freiern Jahr um Jahr belagert wird. In dieser Zeit wächst auch ihr Sohn Telemachos heran, der bei der Abfahrt seines Vaters noch ein Kind war.

Eines Tages verlässt Penelope ihre privaten Gemächer und erscheint in der prunkvollen Palasthalle, wo die Freier herumlungern und den Besitz des Odysseus verprassen. Die ungebetenen Gäste lauschen einem Barden, der mit klagender Stimme von den Irrwegen der griechischen Helden singt und ihr episches Leiden detailreich ausmalt. Penelope bedrückt dieser Gesang, der ihr wenig Hoffnung auf die Rückkehr ihres Mannes macht, und bittet den Barden, ein fröhlicheres Lied anzustimmen. In diesem Augenblick mischt sich der junge Telemachos als Stellvertreter seines Vaters ein und befiehlt barsch: »Du aber gehe ins Haus und besorge die eigenen Geschäfte/Spindel und Webstuhl [...] die Rede ist Sache der Männer/Aller, vor allem die meine! Denn mein ist die Macht hier im Hause.«

»Die Rede ist Sache der Männer« – es war dieser mächtige kulturelle Imperativ, der Penelope und ihre Schwestern über Jahrtausende zu Bewohnerinnen des Schweigens machte; man erlaubte ihnen zwar das Plaudern und Plappern, aber bitte schön in den engen Grenzen des eigenen Haushalts, denn die Sphäre der Macht, die öffentlichen Angelegenheiten konnten unmöglich vom ahnungslosen Weib begriffen werden.

Das vorliegende Buch möchte von Frauen erzählen, die nicht nur aus dem Schweigen herausgetreten sind und den ihnen zugewiesenen Platz verlassen haben, sondern die Politikerinnen wurden, um sich und ihren Stimmen Gehör zu verschaffen.

Als der Publizist Rolf Zundel 1988 für die »Zeit« einen Aufsatz über die Emanzipation der Frau schrieb, stellte er eingangs fest: »Über die Frauenbewegung zu schreiben, bedeutet für einen Mann eine Reise in ein fremdes, ein feindliches Land. Richtig beobachtet, antworten darauf Feministinnen, aber das kann uns nicht sehr beeindrucken: Wir müssen unser ganzes Leben auf feindlichem Territorium zubringen, im Männerland. Die Verständigung, so freundlich die Gespräche sein mögen, stößt auf Barrikaden.« Ich selbst habe die Reise – eine Zeitreise in die alte Bundesrepublik, eine historische Reportage auf der Suche nach Frauenstimmen im Parlament – nicht als Ausflug auf feindliches Territorium erlebt. Das Lesen von weiblichen Autobiografien, die Interviews mit Politikerinnen, Journalistinnen und Feministinnen haben meinen begrenzten historischen Horizont geöffnet und meinen männlich geprägten Blick auf die Republik damals und heute verändert. Wer als Mann die Chance hat, die Grenzen des eigenen Geschlechts und Denkens im Dialog mit dem anderen zu begreifen, auch zu verstehen, worin die Zumutungspotenziale des eigenen Sprechens und Schreibens liegen mögen, welche Gewalt von Männern bewusst oder unbewusst ausgeht, sollte diese Möglichkeit nutzen. Auf dem Weg zu *ihr* kann *er* sich verlieren, ohne Verlust zu erleiden, denn hier beginnt ein Dialog, der den ganzen Menschen umgreift. Natürlich gibt es Barrikaden, blinde Flecken oder auch resonanzlose Partien des Verstehens, die nicht zu überwinden sind, aber die Möglichkeit, von so einer Reise bereichert zurückzukehren, erscheint mir größer als umgekehrt. Und wenn man einen Verlust erlitte, dann hoffentlich zuerst den der eigenen Borniertheit.

Den Anstoß für dieses feministische Reiseunternehmen bilden Erfahrungen, die ich vor einigen Jahren machte, als ich zum 100. Geburtstag von Willy Brandt eine Familienbiografie des Politikers schrieb. Dabei sprach ich mit vielen Zeitzeuginnen, Frauen, die selbst Politikerinnen waren, oder solchen, die

als »Frau an seiner Seite« Politiker begleiteten. Dadurch veränderte sich mein Blick auf die Bonner Republik, auf die Politik, aber auch auf die Männer im Deutschen Bundestag. Die Frauen hatten als Interviewpartnerinnen oftmals einen eigenwilligeren Blick auf das politische Geschäft, sie hatten einen Sinn für Atmosphären, ein Gespür für die Innenwelten des gegnerischen Gegenübers, sie waren hellhöriger, wenn es darum ging, Zwischentöne wahrzunehmen. Ihr Politikbegriff schien mir insgesamt facettenreicher als der von Männern zu sein, und zugleich sahen sie als diejenigen, die die Familien zusammenzuhalten hatten, deutlicher, welche Schneisen der Verwüstung Politik in ein Leben schlagen kann, welche Deformationen das politische Leben mit sich bringt und welche Suchtpotenziale Politik für die Spitzenleute entwickelt. Ich musste viele Geschichten, die mir begegneten, zurücklassen, denn sie hätten das Buch über Willy Brandt gesprengt, sie lagen zu weit ab vom Weg. Zugleich wurde mir klar, wie der Mann, der legendäre Charismatiker, mein Material und meine Perspektiven organisierte. Auch wenn ich die Familie Brandt beschrieb, blieb der Kanzler Brandt doch die Zentralperspektive, er entwickelte eine enorme Verdrängungskraft, er schien der archimedische Punkt des Geschehens.

Von dieser Erfahrung und von den als Defizit empfundenen Weglassungen ausgehend, erschien mir die gesamte politische Geschichte der Bonner Republik wie eine enorm verkürzte, einseitige und eintönige Angelegenheit. Medial arbeitete man sich an den Kanzlern, an der Prominenz ab: Adenauer, Brandt, Schmidt und Kohl gehörten in die A-Liga, Kiesinger und Erhard rangierten in der B-Liga. Dann gab es noch die Kategorie Gegenspieler, in der Männer wie Schumacher, Barzel, Strauß oder Vogel auftauchten. Es gab graue Eminenzen zuhauf, es gab Lautsprecher wie Erich Mende, Edmund Stoiber und Heiner Geißler, gewitzte Vasallen wie Norbert Blüm, explosive Dramatiker und Leidensmänner wie Herbert Wehner, edle Repräsentanten wie Theodor

Heuss und Gustav Heinemann, Ego-Anwälte wie Joschka Fischer oder Oskar Lafontaine, kluge Besserwisser wie Kurt Biedenkopf oder Peter Glotz, aber das waren alles schon Randfiguren im Vergleich zu den ganz großen Tieren, den Kanzlern, den Männern an der Spitze, der jeweiligen Nummer eins.

Frauen kamen in diesem demokratischen Chor kaum vor. Sie schienen nur an den Rändern zu wirken, keine echte Machtchance zu besitzen, schrieben offenbar keine große Geschichte und verschwanden mit ihren Biografien viel schneller in der politischen Versenkung als die Kraftkerle auf der Regierungsbank. Die Frauenbewegung mochte das Parlament umtoben, aber im Plenarsaal standen die Männer am Steuer und setzten die Segel. Stimmt all diese Bilder, oder handelte es sich um männlich-mediale Apotheosen, die von Männern geschrieben und komponiert worden waren?

Symptomatisch scheint mir folgendes Bild zu sein: Im Jahr 2009 feierte die Bundesrepublik ihren sechzigsten Geburtstag. Die ARD gab dazu eine mehrteilige Fernsehdokumentation in Auftrag, die später auch als Buch erschien. Für die Fernsehdokumentation interviewten die Autoren 55 Gesprächspartner, 52 Männer und drei Frauen. Mit dieser asymmetrischen Perspektivierung möchte ich an dieser Stelle brechen.

Nun kann ich den Frauenanteil im Parlament nicht nachträglich imaginär erhöhen, aber ich kann die Politikerinnen, die existierten, die ebenso charismatisch und machtorientiert waren wie ihre männlichen Rivalen, erst einmal wahrnehmen, ihre Reden, Einlassungen und Interventionen ans Licht bringen, Namen nennen, biografische Umrisszeichnungen, Stimmen aufrufen, die sonst weggeschnitten werden. Dann wird deutlich, dass sich die Bonner Republik zwar als Mannerrepublik gerierte, aber keine war.

Im Zeitalter eines weltweit grassierenden Populismus, der sinkende Frauenzahlen in Parlamenten mit sich bringt, überkommene Familienbilder transportiert, überall den starken

Führer und Mann und eine hierarchische Geschlechterordnung beschwört, ja, nach dem Patriarchat lechzt wie die Götter nach Ambrosia, verstehe ich den folgenden Versuch, den Chor der Frauenstimmen in der Bonner Republik hörbar zu machen, auch als Gegengift gegen solche Ordnungsvorstellungen und reaktionäre Idyllen.

Penelope hat das Warten schon lange aufgegeben. Sie spricht.